

HERA LIND

HIMMEL
UND
HÖLLE

NACH EINER WAHREN
GESCHICHTE DER DR.
KONSTANZE KUCHENMEISTER

Diana Verlag

E-BOOKS

HERA LIND IM GESPRÄCH

Frau Lind, Himmel und Hölle beruht auf der wahren Geschichte von Dr. Konstanze Kuchenmeister, einer Frauenärztin, die gerade mal fünfunddreißig Jahre alt ist, als bei ihr Gebärmutterhalskrebs festgestellt wird. Warum haben Sie ein Schicksal, das viele Frauen ereilt, zu einem Roman verarbeitet?

Der unbedingte Lebenswille dieser tapferen jungen Frau hat mich einfach überzeugt. Sie war Mutter von vier kleinen Kindern, als ihr – ausgerechnet ihr, der Frauenärztin! – dieser Schicksalsschlag widerfuhr. Dieses Nicht-Aufgeben, dieses Kämpfen für die Familie, für das Leben, das wollte ich meinen Leserinnen schildern.

Menschen in Extremsituationen können wie Dr. Konstanze Kuchenmeister über sich hinauswachsen. Doch sicher verzweifelt man auch manchmal – wie würden Sie reagieren?

Ich denke, das weiß man im Vorhinein nie. Doch Tatsache ist: Es kann jeden treffen, immer, überall. Theoretisch verfügen wir alle über dieses Wissen, doch wir verdrängen es und lassen die kleinen Alltagsorgen Besitz von uns ergreifen. Dieses Buch soll, genau wie schon sein Vorgänger *Der Mann, der wirklich liebte*, meinen Leserinnen Mut geben. Lebensmut und ein Gefühl der Dankbarkeit. Das jedenfalls hat die Geschichte mir vermittelt, als ich sie aufgeschrieben habe.

Heilt Liebe alle Wunden?

Je mehr ich mich mit diesen wahren Geschichten beschäftige, umso stärker komme ich zu der Gewissheit: Ja, die Liebe ist das Größte, das ein Mensch besitzen kann. In einem Paulusbrief an die Korinther heißt es: »Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die Größte unter ihnen.« Und wahre Liebesgeschichten sind letztlich eben nicht nur jene, in denen geschildert wird, wie Mann und Frau einander endlich finden, sondern jene, in denen die Liebe langfristig Extremsituationen standhält und jede noch so schwere Krise übersteht.

ÜBER DIE AUTORIN

Hera Lind studierte Germanistik, Musik und Theologie und war Sängerin, bevor sie mit zahlreichen Romanen sensationellen Erfolg hatte. Seit einigen Jahren schreibt sie ausschließlich Tatsachenromane, ein Genre, das zu ihrem Markenzeichen geworden ist. Mit diesen Romanen erobert sie immer wieder die SPIEGEL-Bestsellerliste. Das Buch »Die Hölle war der Preis«, eine bewegende Geschichte, die im Frauengefängnis Hoheneck in der ehemaligen DDR spielt, stieg sogar direkt auf Platz 1 ein. Hera Lind lebt mit ihrer Familie in Salzburg.

Hera Lind

Himmel und Hölle

Roman nach der wahren Geschichte
der Dr. Konstanze Kuchenmeister

DIANA

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Originalausgabe 02/2011

Copyright 2010 by Diana Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München.

Covergestaltung | t. mutzenbach design, München

Covermotiv | © plainpicture/Etsa

Herstellung | Helga Schörnig

Satz | Leingärtner, Nabburg

ISBN 978-3-641-05348-2

V006

www.diana-verlag.de

Vorbemerkung

Dieses Buch erhebt keinen Faktizitätsanspruch. Es basiert zwar zum Teil auf wahren Begebenheiten und behandelt typisierte Personen, die es so oder so ähnlich gegeben haben könnte. Diese Urbilder wurden jedoch durch künstlerische Gestaltung des Stoffs und dessen Ein- und Unterordnung in den Gesamtorganismus dieses Kunstwerks gegenüber den im Text beschriebenen Abbildern so stark verselbstständigt, dass das Individuelle, Persönlich-Intime zugunsten des Allgemeinen, Zeichenhaften der Figuren objektiviert ist.

Für alle Leser erkennbar erschöpft sich der Text nicht in einer reportagehaften Schilderung von realen Personen und Ereignissen, sondern besitzt eine zweite Ebene hinter der realistischen Ebene. Es findet ein Spiel der Autorin mit der Verschränkung von Wahrheit und Fiktion statt. Sie lässt bewusst Grenzen verschwimmen.

1

»Nebenan können Sie sich gleich für die Hochzeit frisieren lassen. Ich meine, wenn es dermaßen eilt ...« Die Verkäuferin des piekfeinen Brautmodengeschäftes in Hamburg-Blankenese musterte mich kritisch. »Sie wollen wirklich noch heute heiraten?«

»Klar«, sagte ich lässig. »Der Tag ist ja noch lang.«

Zufrieden trat ich vor den riesigen Spiegel und betrachtete meine Erscheinung. So ein champagnerfarbenes bodenlanges Traumkleid aus Seide, Taft und Spitze macht wirklich einen schlanken Fuß. Darin sähe vermutlich jede Frau toll aus! Erfreulicherweise war ich unbeschwerte fünfundzwanzig Jahre jung und hatte kein Gramm Übergewicht. Ohne dass ich es wollte, huschte mir ein kleines Lächeln über das Gesicht. Dieses Wahnsinns-Ding, dieses sündhaft teure Designerkleid war wie für mich gemacht! Für mich, Konstanze Haber! Ich war die perfekte Braut.

Mein Blick ging suchend zu meiner Mutter, die in ihrem feinen dunkelblauen Kostüm auf einem Brokatstuhl saß. Sie hatte die Beine wie siamesische Zwillinge nebeneinanderstehen und nippte an ihrem Tee. Ihr Verhalten war dermaßen distanziert, damenhaft und vornehm, als ginge sie das Ganze hier gar nichts an.

»Wie findest du's?« Beifall heischend wippte ich in dem bodenlangen Seidenkleid, das meine Füße keck umspielte,

auf und ab. Wie ein kleines Mädchen. Am liebsten wäre ich gehüpft!

Mutter nahm einen Schluck Tee und blickte mich prüfend an.

Ihr Gesicht verriet keinerlei Regung: weder Stolz noch Rührung, noch Begeisterung, noch Trauer. Von wegen: Brautmutter war die Eule, nahm Abschied mit Geheule! Nein. Gefühle zeigen war nicht angesagt. In diesem Punkt war meine Mutter durch und durch elitär.

Ich fand das völlig in Ordnung. Man kann auch gemeinsam schweigen, ganz entspannt. Vor allem mit engen Verwandten. Nonverbale Kommunikation sozusagen. Das zeigte nur, wie gut wir uns verstanden, Mutter und ich.

Na ja, natürlich nicht immer. Jetzt, zum Beispiel, gab es schon ein paar Differenzen in Bezug auf meine etwas spontane Lebensplanung. Und auch was die Auswahl meines zukünftigen Gatten betraf, war Mutter vielleicht nicht GANZ so begeistert. Also, sie SCHRIE nicht direkt vor Glück.

Oh Gott, Mutter, jetzt sag doch endlich was! Ich WEISS, es ist das teuerste Kleid. Aber eben auch das schönste. Ich bin doch deine einzige Tochter, und ich heirate ganz bestimmt nur einmal!

Als wäre ich Luft, wandte sich meine Mutter an die Verkäuferin.

»Meine Tochter ist Steinbock«, seufzte sie pikiert. »Wenn die sich mal was in den Kopf gesetzt hat, bringt sie nicht einmal ein Erdbeben oder ein Tornado wieder davon ab.«

»Stefan und ich haben nämlich ziemlich kurzfristig beschlossen, heute in Hamburg zu heiraten. Denn da haben

meine Eltern zufällig mal beide Zeit«, erläuterte ich der befremdet dreinblickenden Verkäuferin unsere merkwürdige Familiensituation. »Und Stefans ganze Family ist extra aus Nürnberg angereist.«

Schon bei dem Wort »Family« zog Mutter eine Augenbraue hoch.

»Tja!«, spöttelte die Verkäuferin. »Da fällt Ihnen aber früh ein, dass Sie ein Brautkleid brauchen!«

»Na und?« Ich schenkte der Verkäuferin, die sich meiner Meinung nach völlig unnötig aufregte, einen amüsierten Blick, während ich mich weiterhin zufrieden in dem riesigen Spiegel des exklusiven Ladens betrachtete und mich wie ein Pfau um die eigene Achse drehte. »Passt doch!«

»Zum Glück sind Sie gertenschlank und langbeinig wie ein Model!«, lenkte die stark geschminkte Verkäuferin ein. »Wenn Sie jetzt eine Problemfigur gehabt hätten, hätten wir möglicherweise doch etwas mehr Zeit gebraucht! Die Schneiderin ist schon weg.«

»Habe ich aber nicht!« Weder hatte ich eine Problemfigur noch sonst irgendwelche Probleme! Im Gegenteil! Ich, Konstanze, jung, schön, schlank, gebildet und verliebt, wollte heiraten! Und zwar meinen Traummann!

Ich lächelte mein Spiegelbild hingerissen an. Ich sah aus wie ein Schwan.

»Meine Tochter studiert in Erlangen Medizin«, erklärte Mutter der Verkäuferin. »Und wir haben genau diesen Vormittag für Brautkleidkauf und Friseur eingeplant. Zwischen zehn und dreizehn Uhr.«

»Wissen Sie, meine Mutter hat sich erst heute Morgen dazu durchgerungen, mich auf dieses weiße

Friedensfähnchen einzuladen«, scherzte ich. »Und auf diese einmalige Gelegenheit wollte ich natürlich nicht verzichten.«

Die Verkäuferin lächelte gequält. »Darf es noch ein Schleier sein? Oder ein schöner breitrempiger Hut?«

»Nein, danke«, sagte ich und winkte ab. »Alles Firlefanz. Aber der hier ...« Spontan riss ich ein federleichtes Nichts von einem Schleiertraum an mich. »Der schreit förmlich nach mir. Es würde mir das Herz brechen, ihn hierzulassen!«

Jetzt musste die Verkäuferin doch lachen. »Also, wenn ich die gnädige Frau dann zur Kasse begleiten dürfte ...«

Die gnädige Frau war natürlich meine Mutter. Wenn ich sie mal eben vorstellen darf: Sie war Miteigentümerin des bekannten Spielzeuggeschäftes »Kinderparadies« am Jungfernstieg, also dort, wo die Hautevolee für ihre Sprösslinge die pädagogisch wertvolle, naturbelassene, hölzerne, aber schweineteure Briobahn einkaufte. Es gab Zeiten, da herrschten wirklich paradiesische Zustände in diesem traditionsreichen Geschäft. Generationen von Hamburger Kindern drückten sich die Nasen am Schaufenster platt. Und selbst eine Milliardärin wie Tina Onassis hat sich in Mutterns Kinderparadies zum Kauf eines Schlittens verführen lassen! Der ägyptische Staatschef Mubarak kaufte doch tatsächlich in Anwesenheit seiner bewaffneten Bodyguards für eine fünfstellige Summe Spielzeug für seine Kinder! Er ließ sich dann noch kistenweise Spielzeug für Kinderheime in seiner Heimat einpacken. Auch die berühmte Stargeigerin Anne-Sophie Mutter und Rocksänger Rod Stewart erlagen dem Reiz von Mutterns edlen handbemalten Holztieren, und Hamburgs

feinste Gesellschaft gehörte zu Mamas Stammkunden. Lange vor Weihnachten war sie, seit ich denken kann, nicht mehr für mich ansprechbar gewesen. Sie besaß zwar ein »Kinderparadies«, aber ich, ihr einziges Kind, hatte keinen Platz darin.

Trotzdem war ich immer stolz auf meine Mutter. Und meine Mutter war mit Recht stolz auf ihre prominente und zahlungsfreudige Kundschaft. Ob sie auf mich stolz war, weiß ich nicht. Sie ließ sich diesbezüglich nichts anmerken. Sie war eben eine geschätzte Persönlichkeit des öffentlichen Lebens, ganz im Gegensatz zu mir. Und noch dazu eine sehr konservative, bisweilen autoritäre. Samt Kostüm, Goldbrosche und perfekt sitzender Frisur. Und wenn ihre einzige Tochter Konstanze es sich in den eigenwilligen Kopf gesetzt hatte, einen nicht standesgemäßen fränkischen Burschen zu heiraten, der noch nicht mal Kaviar mit dem Perlmutterlöffel essen kann und den sie gerade mal seit zehn Monaten kennt, dann aber BITTE standesgemäß und in Weiß.

»Okay, Mami, danke schon mal«, sagte ich leichthin und wehte mitsamt meinem pompösen Superkleid aus dem Laden. »Ich bin dann nebenan beim Friseur!«

»Lass dir die Haare hochstecken!«, rief meine arme gebeutelte Mami noch hinter mir her, während sie die Kreditkarte aus ihrem Krokohandtäschchen zog. »Ich komm dann gleich, um dich auszulösen!«

Ach, Mami! Wie gern hätte ich dich einmal stürmisch umarmt!

Aber das hätte vielleicht eine Falte in deinen Blusenkragen gemacht.

»Grüß Gott«, versuchte ich es bei dem Edel-Coiffeur ganz lässig. Schließlich lebte ich inzwischen in Nürnberg, mitten in Franken, und da grüßt man noch Gott, wenn man einen Laden betritt. Beziehungsweise man fordert sein Gegenüber dazu auf.

Hier in Hamburg-Blankenese war dieser Ton allerdings unangebracht.

»Sie wönschen?«, fragte mich herablassend der Schönling mit wallendem Haar, und ich diagnostizierte heimlich eine Fehlstellung der Nasenscheidewand, obwohl das nicht meine medizinische Fachrichtung war.

Der Edel-Coiffeur schaute genervt auf seine Designeruhr. Ihm schwante Schlimmes.

»Na, nach was sieht das denn hier wohl aus?«

»Eine Hochzeitsfrisur?«, fragte die Intelligenzbestie überrascht. »Jetzt?«

»Genau«, sagte ich gnädig. »Und zwar noch heute.«

»Wie stellen Sie sich das denn vor?«, fragte der Meister entsetzt. »Wär schläßen in einer Stonde.«

»Na, bis dahin werden Sie doch was Anständiges hinkriegen!«

Wenn der wüsste, dass andere in der gleichen Zeit zwei Geburten hinkriegen! Als Gynäkologen natürlich. Bald würde ich eine von ihnen sein!

»Na, dann wollen wär mal.«

Während man mich in voller Brautkleidmontur zum Waschbecken schob, steckte meine Mami ihren stets perfekt frisierten Kopf zur Tür herein: »Konstanze? Ich hol in der Zwischenzeit schon mal die Omi ab!«

»Ist gut!«

»Wie lange werden Sie brauchen, um meine Tochter für die Hochzeit vorzubereiten?«, fragte meine Mutter streng.

»Ein bis zwei Stöndchen«, gab der Maestro zurück.

Die Tür fiel ins Schloss.

Ich schloss die Augen und versuchte mir vorzustellen, dass ich in wenigen Stunden eine verheiratete Frau sein würde: Konstanze Kuchenmeister.

2

»Welch Glanz in unserer Hütte! Welch elegante Schönheit inmitten von Latzhosenpomeranzen! Du bist nicht von hier?« Mit fränkischem Akzent baggerte dieser lange Kerl, eine Art John Travolta vom Weißwurstäquator, mich an. Es war ein herrlicher lauer Frühlingsabend, und wir befanden uns auf einer Studentenfete am Nürnberger Tiergarten. Irgendwie stand ich modisch immer noch sehr unter Mutterns Einfluss, was mein blaugrüner Faltenrock samt weißer Bluse und Seidenhalstuch bewiesen. Nie im Leben hätte ich meine langen Beine in eine dieser angesagten Schlabberjeans gesteckt oder mir eines dieser ausgeleierte Sweatshirts an den Leib gehängt. Meine Beine steckten in Feinstrumpfhosen und meine Füße in edlen Pumps mit Troddeln dran. Gerade hatte ich meiner Freundin begeistert von der Praktikumsstelle an einem Londoner Krankenhaus erzählt, die ich im Sommer antreten würde.

»Gib dir keine Mühe!«, gab ich John Travolta ziemlich hanseatisch zur Antwort. »Ich bin sowieso bald weg.«

»Schade«, sagte der Typ und grinste mich entwaffnend an. Er hatte makellose weiße Zähne. Mein Herz machte irgendwelche spätpubertären Hopser, und ich fühlte völlig undamenhafte rote Flecken meinen Hals heraufkriechen. Wieso irritierte mich dieser Kerl mit dem süßen fränkischen Akzent denn so? Der große schlaksige Mensch hatte so einen merkwürdigen Glanz in den Augen. Ganz so, als hätte er Fieber. Oder die Masern.

Meine Freundin erhob sich, etwas Taktvolles murmelnd, und verschwand in Richtung Damentoilette.

Freundlich, aber bestimmt, dachte ich mit einem Blick auf seine durchtrainierten Armmuskeln, die sein kurzärmeliges, einst olivgrünes T-Shirt so richtig gut zur Geltung brachten. So lautete Mutters Leitspruch im Umgang mit dem einfachen Volk. Und ich dachte: Der kann bestimmt anpacken. Vielleicht kommt der gerade vom Bau oder so. Immer schön lebenswürdig bleiben. Du bist eine gut erzogene, höhere Tochter.

»Kennst du London?«, versuchte ich es mit höflichem Small Talk.

»Klar, schöne Lady!«

Schöne Lady. Ähm, klar.

Der blauäugige Typ hatte so was Nassforschers, dass es fast schon wieder amüsanter war. Sein knackiger Hintern steckte in einer ziemlich alten Levis-Jeans. Sein verwaschenes T-Shirt, das ihm halb aus der Hose hing, hatte einen Grauschleier angenommen. Offensichtlich bügelte ihm seine Mama nicht die Hemden. Als Fußbekleidung hatte er Turnschuhe gewählt. Mutter hätte die Augen zum Himmel verdreht, Väterchen wäre sofort mit ihm bei Ladage & Oelke einkaufen gegangen und hätte dann an der Kasse gesagt: »Lassen Sie mal stecken, junger Mann. Kaufen Sie sich lieber was Anständiges zu essen. Sie sehen so hungrig aus.«

In der Not, dachte ich in meinem hanseatischen Akademikertochter-Köpfchen, das mit einem schmalen Samt-Haarreif verziert war, in der Not frisst der Teufel Fliegen.

Dieser Blick! Wieso strahlte mich der fränkische John Travolta so an? Als hätte er im Lotto gewonnen. Hielt er mich womöglich für seinen ... Lottogewinn? Das wurde mir direkt langsam unheimlich.

»Ähm ... Bitte nimm doch Platz!« Ich fühlte, wie mir die Röte in die Wangen schoss. Dieser Ton war hier nicht angebracht. Mensch, Konstanze, mach dich mal locker! Wir sind hier auf einer Studentenfete, nicht bei Herrn und Frau Konsul an der Alster! Ich räusperte mich: »Setz dich, Alter!«

»Aber gern, Süße!« Der Mann war entzückt.

Ich stemmte die Hände in die Hüften und sah ihn mit jenem Dolchblick an, den meine Mutter so gut draufhat.

»Ich wüsste nicht, wann ich dir erlaubt hätte, mich Süße zu nennen!« So, das hätte Mutter auf jeden Fall gesagt. Mich durchzuckte ein plötzlicher Gedanke. Mutter! Oder Väterchen? Hatten die etwa einen ... Aufpasser, also vielleicht so eine Art Bodyguard für mich ausgewählt? Zuzutrauen wäre es ihnen!

»Wer schickt dich eigentlich?«, ereiferte ich mich. »Ich kann ganz gut selbst auf mich aufpass...«

Der große Typ lachte und hielt mir einfach seinen Zeigefinger an die Lippen.

Mein Herz begann immer lauter zu klopfen. Ja, wie cool war DER denn?! Das hätte ich ihm gar nicht zugetraut!

Seine Hand landete auf meiner Schulter. Der Mann sah mir sehr intensiv in die Augen und sagte dann, so als spräche er mit einer Dreijährigen: »Niemand hat mich geschickt. Ich habe dich endlich gefunden!«

»Du hast mich ge... Was soll denn das heißen?« Ich starrte den Kerl fassungslos an. Meine Halsschlagader pulsierte.

»Ich weiß, was ich will.« Plötzlich war seine Stimme ganz tief. »Und wenn ich etwas will, gebe ich nicht auf, bis ich es erreicht habe. Und ich wollte dich kennenlernen.« Er stupste mich an und grinste breit.

Okay, meine Eltern hatten nichts damit zu tun. Ich entspannte mich etwas, lächelte den fränkischen John Travolta mit meinem allersüßesten Höhere-Tochter-Lächeln an und teilte ihm mit, dass ich Konstanze heiße. Konstanze Haber. Aber vielleicht wusste er das schon.

»Ich bin der Stefan«, sagte mein Tiergarten-Bekannter fröhlich und schüttelte vehement mein zartes Händchen. »Kuchenmeister.«

Ein Konditor? Ein Bäcker? Meine Güte, dachte ich halb amüsiert, halb angespannt. Jetzt hab ich den an der Backe. Was will der bloß von mir?

»Kuchenbäcker? So eine Art ... Dr. Oetker? Machst du das beruflich?«

»Stefan Kuchenmeister«, wiederholte er amüsiert. »So heiße ich.«

»Schöner Name eigentlich.« Irgendwie begann mir dieses Gespräch Spaß zu machen.

»Aus Wendelstein. Ich studiere Wirtschaftswissenschaften. Aber meine Mutter kann tatsächlich wunderbar backen. Und mein Vater grillt die besten Bratwürstle weit und breit. Nur, damit du dir von deinen zukünftigen Schwiegereltern schon mal ein Bild machen kannst.«

Überrascht starrte ich diesen Stefan an. Er konnte also sehr wohl Hochdeutsch. Und studieren tat er auch.

»Ich muss ... gehen«, stammelte ich nervös, als ich meine Freundin von der Toilette wiederkommen sah. »War nett,

dich kennengelernt zu haben, Stefan.«

»Wann sehen wir uns wieder?« Stefan wollte meine Hand nicht loslassen.

»Ich schätze, nicht so bald«, antwortete ich verlegen und rieb mir die Nase. Dann hob ich den Kopf und warf meine langen Haare in den Nacken: »Ich gehe nämlich nach London.«

3

Wer Arzt werden will, muss ganz klein anfangen. Ganz, ganz klein. Mit Putzarbeiten und Nachtschicht. Das Krankenhaus in einem schäbigen Vorort von London war grässlich altmodisch, miefig und versifft. Ich hatte dort eigentlich nichts anderes zu tun, als Körperflüssigkeiten jeder Art vom Boden aufzuwischen.

Niemand, der nicht selbst Medizin studiert und den dornenreichen Weg eines angehenden Arztes beschritten hat, macht sich eine Vorstellung davon, wie hart das ist. Wie erniedrigend, wie entwürdigend und mühsam ein Medizinstudium ist. Man büffelt etwa zwölf Stunden am Tag. Vorausgesetzt, man wischt nicht gerade Blut, Urin oder Erbrochenes auf. Wahrscheinlich, um uns junge, naseweise Möchtegern-Doktoren abzuschrecken wie weich gekochte Eier.

Mama hatte es ja gewusst: Ich hätte doch lieber ihre Goldgrube am Jungfernstieg übernehmen sollen.

Zerknirscht, gefrustet, übermüdet und voller Heimweh trabte ich gerade in mein trostloses Schwesternwohnheim zurück, bewaffnet mit einem Duschvorhang, Gardinenstangen, diversen Putzmitteln und ein paar schlichten Blümchen für mein prunkloses Zimmer, die ich in meinem unbeholfenen Englisch in einem nahe gelegenen Baumarkt erstanden hatte. Dabei kam ich mir in meiner Pullunder-Bluse-Faltenrock-Kombination samt Perlenkette und Bommelpumps einfach nur fehl am Platze vor. Du

schaffst das, Konstanze!, sagte ich mir im O-Ton Murren. Reiß dich zusammen! Am Anfang ist schwer. Einen Kloß von der Größe eines Tennisballs hinunterschluckend, schloss ich gerade meinen klapprigen Kleinwagen ab, als ... Ja sah ich denn jetzt schon Gespenster? Oder war es eine Wunschvorstellung?

Tatsächlich! Der Franke! Lässig lehnte er an der grauen Mauer. Die Schnürsenkel seiner Turnschuhe waren offen, das Haar zerzaust, das T-Shirt auf Halbmast.

»Das gnädige Fräulein war einkaufen?« Mit beiden Händen in den Hosentaschen schlenderte er auf mich zu, als wären wir schon seit Jahren Nachbarn.

Abwehrend hob ich die Hände: »Wer hat dich geschickt? Meine Eltern, stimmt's? Sie haben sich's anders überlegt und wollen mich nun mit Gewalt zurück nach Hamburg holen. Damit ich doch das Spielwarengeschäft am Jungfernstieg ...«

Der große Typ lachte und nahm mir das sperrige Zeug ab. Dabei roch ich sein männlich-herbes Aftershave.

»Stell dir vor, Konstanze Haber, ich habe einen freien Willen!«

Mein Herz machte einen Purzelbaum. Er wusste meinen Namen noch! Der war mir doch nicht ... nachgereist? Von Nürnberg bis nach London? Wie hieß er noch gleich? Kuchenbäcker. Nein. Meister. Stefan Kuchenmeister. Aus Wendelstein.

Stefan sah mir wieder sehr intensiv in die Augen und sagte dann leise, aber deutlich auf Hochdeutsch: »Ich bin dir nachgereist, weil ich dich heiraten will!«

Ich erstarrte. Der hatte doch wohl voll einen Blattschuss!
Ich fasste mir an den Hals.

»Du willst mich hei... Hast du sie noch alle?«

»Na ja, nicht sofort. Eins nach dem anderen. Als Erstes werde ich dir mal ein bisschen zur Hand gehen. Ich finde, du solltest wissen, wie alltagstauglich ich bin.«

Und so kam es, dass ich ihn doch tatsächlich mit auf meine Schmuddelbude nahm.

»Kann ich dir ... ähm ... Tee?« Blinzelnd fixierte ich den schmierig-verklebten Wasserkocher, der auf der Fensterbank zwischen toten Fliegen sein Dasein fristete.

»Nee, lass mal. Ein kaltes Bier wär mir lieber.« Stefan kümmerte sich bereits um meine Einkäufe. Seine Hände waren zupackend und kräftig. Ich zwang mich, sie nicht länger anzusehen.

Auf zitternden Giraffenbeinen stürmte ich davon und besorgte Bier. Aus der Besucherkantine. Scheußliches Dosenbier, das ich unter normalen Umständen nicht mit der Kneifzange angefasst hätte.

Als ich zurückkam, hatte er bereits den Duschvorhang montiert. Immerhin. Alltagstauglich war er also. Bestimmt konnte er auch einen Hammer schwingen. Und mit einem Schraubenzieher umgehen. Womöglich sogar mit einem Bohrer. Wenn ich da an Väterchen dachte, der stets im gebügelten Hemd mit Fliege, Weste und feinsten Tuchhosen erschien ... Der gab Handwerkern höchstens Anweisungen. Aber einen Nagel hatte der noch nicht in die Wand geschlagen. Jedenfalls nicht, seit ich auf der Welt war. Allein schon deshalb musterte ich diesen Handwerksgesellen namens Kuchenmeister aus Wendelstein neugierig von der

Seite. Kind, verwehre nie eine helfende Hand, dachte ich. Der Mann meint es nur gut mit dir. Womöglich taugt der tatsächlich was? Nun, auch meine Gardinenstangen waren im Nu angebracht. Ein Mann zum Pferdestehlen, schoss es mir durch den Kopf.

»Wieso tust du das alles für mich?« Mit verschränkten Armen lehnte ich verdattert im Türrahmen.

»Ich habe doch gesagt, dass ich dich kennenlernen will!«

Stefan musterte mich eindringlich. Ein bisschen peinlich war es mir schon, dass ich ausgerechnet in der schlichten Atmosphäre dieses Schwesternheims in meinem Höhere-Tochter-Look rumlief. Mein Gott, ich hatte halt keine anderen Klamotten! So war ich aufgewachsen! Muttern hatte mich schon immer in solche Ensembles gesteckt, wahrscheinlich, seit ich keine Windeln mehr trug, wenn nicht schon vorher.

Und im blau-weiß gestreiften Schwesternkittel mit den dazu passenden Plastikgesundheitslatschen hatte ich mich nun auch nicht in die Öffentlichkeit, sprich in den Baumarkt wagen wollen.

»He, Moment mal! Wer sagt dir eigentlich, dass ich das auch will?«

»Das finden wir ja gerade heraus!«

Der patente Franke hatte tatsächlich Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um meine Adresse herauszukriegen, und war mir bis nach England nachgereist.

Bei mir war es wahrscheinlich der Drang gewesen, meinem strengen Elternhause zu entkommen, der mich nach Nürnberg und jetzt in diesen grauen Vorort Londons getrieben hatte.

Mutterseelenallein.

Aber nun war ich nicht mehr ganz so mutterseelenallein. Stefan war da.

So ganz abgeschreckt hatte mein bürgerlich-braves Outfit diesen hartgesottenen Landsmann offensichtlich nicht, denn er machte keinerlei Anstalten zu verschwinden.

»In Nürnberg warst du ja nie allein anzutreffen. Da schwirrten immer alle möglichen Leute um dich herum.«

»Ja, klar. Kommilitonen und so.«

»Und da dachte ich, dass wir uns hier in London doch viel besser kennenlernen können.«

Ich starrte ihn an.

»Du spinnst doch!«, brach es aus mir heraus. Allerdings hatte dieser Mann nichts Unheimliches an sich und wirkte kein bisschen wie ein gefährlicher Psychopath oder so was. Irgendwie fühlte ich mich jetzt sogar ein bisschen geschmeichelt.

»Glaubst du? Wenn ich mir was vornehme, ziehe ich es auch durch.«

Na prima!, dachte ich. Er will mich kennenlernen. Super. Das sah auf jeden Fall nach Kurzweil aus. Der dicke Kloß im Hals hatte sich längst verflüchtigt. Auch das Heimweh war wie weggeflogen.

»Und dafür bist du mir tausend Kilometer hinterhergefahren?« Ein wenig wurde mir weich in den Knien. Gern hätte ich an seiner Bierdose genippt.

Stefan nahm einen großen Schluck und hielt sie mir dann wie selbstverständlich hin. Gedanken lesen konnte er offensichtlich auch.

Er wischte sich mit dem Handrücken den Schaum vom Mund und grinste amüsiert über meinen Versuch, aus der

Dose zu trinken, ohne auf meinen Blusenschlupp zu kleckern. Oh Mann, dieser intensive Blick!

»Du hättest mir doch in Nürnberg sagen können, dass du mich kennenlernen willst.«

»Die gnädige Frau beliebte mir mitzuteilen, dass ein Wiedersehen unmöglich sei, da sie nach London zu ziehen gedenke.« Stefan schmunzelte verschmitzt.

»Aber ... wie hast du mich gefunden?«

Stefan tippte sich an die Stirn. »Ich bin ja kein Dummkopf.«

Okay. Er hatte da so seine Quellen gehabt. Ein Gentleman genießt und schweigt. Das gefiel mir. Sehr sogar.

»Also, ich bin nicht wirklich nach London GEZOGEN«, wiegelte ich ab. »Auch wenn sich das toll anhört. Meine Mutter gibt gerne damit an: ›Meine Tochter studiert wichtig, wichtig Medizin in London‹«, schraubte ich meine Stimme in die Höhe wie Muttern, wenn sie ihr Publikum hat.

Stefan lehnte an der maroden Schrankwand und amüsierte sich königlich. »Ach nein? Was macht die Dame denn?«

»*Ich* mache hier nur ein Praktikum im St. Martha's Hospital«, gab ich so bescheiden wie möglich zum Besten. »Und ich schwöre, ich war noch nie zuvor in einem Baumarkt. Aber in diesem sogenannten Schwesternzimmer ...«, ich machte eine ausladende Handbewegung, die zwölf Quadratmeter nicht gerade luxuriöser englischer Landhausstil-Herrlichkeit mit einschloss, »... halte ich es ohne ein paar Verschönerungsmaßnahmen einfach nicht aus.« Es schüttelte mich.

»Im Gegensatz dazu siehst du alles andere als renovierungsbedürftig aus«, witzelte Stefan.

»Sondern?« So langsam begann mir der seltene Vogel Spaß zu machen.

»Na ja, meine fränkische Mama würde sagen, du siehst aus wie aus dem Ei gepellt ...«

Na, super. Danke. Darauf legte MEINE Mutter nämlich immer größten Wert.

»Für meine Klamotten nehme ich zur Sicherheit Sagrotan«, gestand ich verlegen, ohne zu wissen, worauf dieser Dialog hinauslaufen sollte.

»Das dachte ich mir schon.« Stefan stupste mich neckisch an. »Und in der Handtasche hast du bestimmt immer Feuchttücher.«

So. Das reichte. Nun sollte es aber fürs Erste genug sein mit dem Franken. Danke.

Meine Mutter hatte mir hundertmal eingetrichtert, dass man einem Mann beim ersten Mal nicht mehr als zehn Minuten schenken soll, da er sich sonst eventuell nicht mehr abschütteln lässt – erst recht nicht bei meinem Aussehen. Wie ich schon in aller Bescheidenheit erwähnte, bin ich nämlich sehr groß und sehr schlank und verfüge über gewisse aristokratische Züge, wie Muttern gerne zufrieden feststellt. Außerdem sah man mir vielleicht das Geld meiner Eltern an.

Und mal ganz ehrlich: So nett und hilfsbereit der Wendelsteiner Kuchenmeister war, hatte ich doch nach wie vor Mutterns Stimme im Ohr, die nicht müde wurde, mir einzutrichtern, was sie mir schon mein ganzes Leben lang gepredigt hatte: Es gab doch auch noch eine Menge

distinguirter Akademiker feinsten britischer Abstammung, mit denen ich bei *After Eight* und *Tea* am Kamin sitzen könnte. Nur deswegen hatte meine Mutter das Okay für den Englandtrip gegeben. Feiner englischer Adel. Möglichst mit eigener Pferdezucht. Sie dachte bestimmt an so eine Art Prinz William. Rosamunde Pilcher lässt grüßen. Dann würde ich in einer Villa in Cornwall hocken und reiche Ladys zum Tee einladen, als Gattin des Lord Fortescue ... oder wie hieß das bei Lorient?

Ich wollte dem hilfsbereiten Franken zum Abschied die Hand schütteln. Mit Grauen dachte ich daran, gleich wieder allein in dieser Bude zu hocken und die schimmeligen Kacheln an den Wänden anzustarren.

»Nee, Konstanze«, wehrte Stefan ab und knallte die leere Bierdose auf die Fensterbank: »So einfach wirst du mich nicht los. Sei mal ehrlich: Du bist doch froh, dass ich hier bin. Allein sein ist doch scheiße.«

Ich schluckte. So ein schlimmes Wort! »Traust mir wohl gar nichts zu, was?«

»Ich traue dir eine ganze Menge zu. Genau das gefällt mir ja so an dir.«

»Ja also, wenn du unbedingt willst ...«

»Komm, Konstanze, jetzt machen wir es dir hier erst mal so richtig schön.«

Kurz entschlossen überredete er mich, meinen schwarzen R5 zu nehmen und einzukaufen, was noch fehlte, um es hier halbwegs wohnlich zu machen.

»Rutsch mal.«

»Wie bitte?«

»Du bist den Linksverkehr noch net gewöhnt!«

»Doch! Ich bin schließlich ganz alleine hierhergefahren!«

»Entspann dich einfach, okay? Jetzt bin ICH da.«

Verdattert kletterte ich aus dem Auto, rannte in plötzlicher Panik, er könnte allein damit davonbrausen, um mein Gefährt herum und sank dann erleichtert auf den Beifahrersitz.

Stefan grinste zu mir herüber. Er hatte ein Grübchen unter seinem Dreitagebart.

Mein Gott!, dachte ich. Ich werde mich doch nicht in ihn verlieben? Die ganze Anspannung der letzten Tage fiel von mir ab. Das passte. Dieser Mann sollte irgendwie auf mich achtgeben. Er war wie ein Schutzengel vom Himmel gefallen. Ich fühlte mich nicht unangenehm berührt, eher im Gegenteil: Ich hatte plötzlich das Gefühl, nicht mehr allein auf der Welt zu sein. Stefan Kuchenmeister aus Wendelstein war bei mir. Er roch gut. Nach Mann. Nach Geborgenheit. Nach Vertrauen. Ich fühlte mich auf einmal so merkwürdig leicht.

Es war Vormittag, und es war heiß.

Die nächsten Tage verbrachten Stefan und ich damit, das scheußliche Zimmer halbwegs wohnlich zu gestalten. Zwar war Herrenbesuch in diesem Schwesternheim strengstens verboten, aber er war ja im herkömmlichen Sinne kein Besuch. Und kein Herr.

Mein Vater, der war ein Herr. Der hatte, solange ich mich erinnern konnte, immer feine Westen getragen, auch bei 35 Grad im Schatten. Väterchen machte sogar noch in der Bügelfaltenhose Gartenarbeit. Mein Vater war Doktor jur., ein echter Gentleman. Er führte den BFW, einen Riesen-

Bauindustrieverband, er traf Minister, alles war immer supersuperwichtig zwischen Bonn, Hamburg, München und Berlin. Er trat in politischen Talkshows auf, seine Meinung war gefragt, und die FAZ und Süddeutsche druckten seine Statements. Wenn Väterchen aus dem Taxi stieg, riss ihm der Fahrer automatisch den Schlag auf. Mein Vater trug stets einen schwarzen Seidenschirm mit echtem Bambusgriff mit sich herum, bei jedem Wetter übrigens. Also, was ich damit sagen will, ist Folgendes: Den »Herrn« sah man ihm bei jedem Wetter an.

Und Stefan? Der war genau das Gegenteil. Er besaß handwerkliches Talent, war fröhlich, pfiff beim Arbeiten und machte einen so zuverlässigen Eindruck, dass mir ganz warm ums Herz wurde.

»Reich mir mal das Schmirgelpapier. Was hat dich eigentlich dazu bewogen, Medizin zu studieren?« Ohne sich umzudrehen, streckte Stefan seinen Arm nach hinten.

»Der Traum von einer Impfung!«, gab ich betont lässig zurück. Dabei war es mir das wichtigste Anliegen überhaupt! Ich ging in die Hocke. »Um Frauen zu helfen«, sagte ich schon bestimmter. Ich reichte ihm das Schmirgelpapier. Seine Hand fühlte sich warm an. »Du hältst mich bestimmt für größenwahnsinnig, aber ... wäre es nicht einfach GEIL, wenn es gelänge, eine Impfung gegen Krebs zu finden?« Schnell richtete ich mich wieder auf.

Das schlimme G-Wort passte zu meinem neuen Outfit, und ich genoss es, es zum ersten Mal in meinem Leben auszusprechen. Inzwischen steckte ich nämlich in alten ausgebeulten Jeans und hatte diese spitze Tüte auf dem

Kopf, die Stefan mir aus der »London Times« gebastelt hatte.

Amüsiert drehte er sich um. Seine Mundwinkel zuckten. »Die reinste Florence-Nightingale-Nummer also! Kämpfst du wirklich für eine bessere Welt? Bist du tatsächlich so naiv?«

»In der Geschichte der Medizin gab es immerhin die Pest und die Cholera, Aussatz, Diphtherie und viele andere grässliche Krankheiten. Gegen alle wurde irgendwann ein Wirkstoff erfunden.« Ich rieb mir die Stirn. »Nur nicht gegen Krebs.«

»Da ist was Wahres dran«, brummte Stefan und schmirgelte den verdreckten Linoleumfußboden ab. »Aber ist das wirklich der Grund, warum du dir dieses Studium antust? Du willst echt die Welt retten?« Er wischte sich mit dem Handrücken über die Nase und sah mich über die Schulter hinweg prüfend an.

Ich fühlte mich ertappt. »Na ja«, räumte ich ein. »Wir wollen alle Geld verdienen und sorgenfrei leben, klar. Aber wäre das nicht der Hammer, wenn wir einen Impfstoff gegen Krebs finden würden? Ich habe mich während des Studiums näher mit Gebärmutterhalskrebs befasst. Daran müssen Frauen häufig sterben. Das lässt mich nicht los.« Ich spürte selber, dass es größenwahnsinnig und gleichzeitig naiv klang, was ich da so vor mich hin plapperte. Aber inzwischen war mir irgendwie danach, diesem Stefan auch mal ein bisschen zu imponieren. Um meine Hände anderweitig zu beschäftigen, griff ich nach einem leeren Karton und faltete ihn zusammen.

»Wow!« Stefan ließ sein Stück Sandpapier zu Boden fallen. »Die Dame will eine Erfindung machen. Ganz uneigennützig.